

## Der Einfluss der Neurobiologie auf die Biographieforschung

### Einleitung

Der Zweck dieser Vorlesungsreihe ist ganz zweifellos die Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen von Andreas Hanses angesichts seiner Verabschiedung von der Technischen Universität Dresden, die am Ende des laufenden Semesters stattfindet. Ich selbst habe den wissenschaftlichen Werdegang des künftigen Emeritus von Anfang an begleiten dürfen und möchte in meinem Beitrag zu dieser Vortragsreihe einen Aspekt genauer betrachten, der mit einem „versteckten Impuls“ seiner wissenschaftlichen Entdeckungen zu tun hat: der Bedeutung der modernen Neurobiologie, insbesondere der Arbeiten Humberto Maturanas, für die sozial- und bildungswissenschaftliche Biographieforschung.

Bereits in seiner Bremer Dissertation von 1996 *Epilepsie als biographische Konstruktion. Eine Analyse von Erkrankungs- und Gesundungsprozessen anfallserkrankter Menschen anhand erzählter Lebensgeschichten* hat er Einsichten zutage gefördert, die bis heute – zumindest indirekt – biographische Forschungen beeinflusst haben. Seine Position ist pointiert und klar: „Das Modell einer von der Sozialität unabhängigen Biosphäre des Körpers erscheint als nicht haltbar.“<sup>1</sup> Mit Maturana und Varela macht er jedoch gleichzeitig deutlich: „Bei den Interaktionen zwischen dem Lebewesen und der Umgebung [...] determinieren die Perturbationen (*sprich: die Impulse von außen*, der Autor) nicht, was dem Lebewesen geschieht, es ist vielmehr die Struktur des Lebewesens, die determiniert, zu welchem Wandel es infolge der Perturbation in ihm kommt.“<sup>2</sup> Das bedeutet: Hanses nimmt den zentralen Gedanken des neurobiologischen Konstruktivismus für die Biographieforschung wirklich ernst.

Konstruktivistische Konzepte haben in den vergangenen 40 Jahren eine gewisse Prominenz erlangt: in der Sozialpsychologie<sup>3</sup>, in der Frauenforschung<sup>4</sup>, in den Bildungswissenschaften<sup>5</sup>. Das macht sie durchaus nicht unseriös. Es zwingt

---

<sup>1</sup> Andreas Hanses, *Epilepsie als biographische Konstruktion. Eine Analyse von Erkrankungs- und Gesundungsprozessen anfallserkrankter Menschen anhand erzählter Lebensgeschichten*. Bremen 1996, S. 506.

<sup>2</sup> Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela, *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München 1991, S. 106.

<sup>3</sup> cf. klassisch: Paul Watzlawick, Wirklichkeitsanpassung oder angepasste »Wirklichkeit«? Konstruktivismus und Psychotherapie. In: *Einführung in den Konstruktivismus*. Mit Beiträgen von Heinz von Foerster u.a. München, Zürich 1994, S. 89-108.

<sup>4</sup> cf. stellvertretend Judith Lorber und Susan A. Farrell (eds.), *The Social Construction of Gender*. Newbury Park, London, New Dehli 1991.

<sup>5</sup> cf. die außerordentlich produktive und interessante Diskussion in der deutschsprachigen Weiterbildungsszene während der 1990er Jahre (stellvertretend Rolf Arnold und Horst Siebert, *Konstruktivistische Erwachsenenbildung*. Baltmannsweiler 1995; Peter Alheit und Bettina Dausien, Bildung als biographische Konstruktion? Nichtintendierte Lernprozesse in der organisierten Erwachsenenbildung. In: *Report*, Vol. 37, S. 33–45.

allerdings alle, die das Label »Konstruktion« soziologisch<sup>6</sup> oder erziehungswissenschaftlich verwenden, zur Klarheit der Definition und zur Präzisierung des damit verknüpften theoretischen Gedankens.<sup>7</sup>

In der Biographieforschung selbst sind konstruktivistische Ansätze seit den 1980er Jahren *en vogue*. In seinem wichtigen Aufsatz *Biographie als Autopoiesis* vertritt Uwe Schimank<sup>8</sup> im Anschluss an Luhmanns Autopoiesis-Konzept die provokante These, dass »das Verhältnis zwischen den gesellschaftlichen Kommunikationen, denen eine Person ausgesetzt ist, und ihrem biographischen Bewußtsein [...] strikt konstruktivistisch«<sup>9</sup> verstanden werden müsse. »Die Konstruktion der je eigenen Biographie durch eine Person vollzieht sich«, so Schimank, »im radikalen Sinn des Wortes autonom. Alle Einflüsse aus der gesellschaftlichen Umwelt, ob gezielt oder absichtslos, werden gemäß den internen Strukturen des personalen Systems verarbeitet, gleichsam von *withinputs* abgefangen und eskortiert und können allein so überhaupt biographische Bedeutung erlangen.«<sup>10</sup>

Dieser Gedanke kann plausibel auf eine Reihe empirisch beobachtbarer Phänomene zurückgreifen – beispielsweise auf die triviale Tatsache, dass bestimmte soziale Einflüsse in verschiedenen Biographien völlig unterschiedliche Wirkungen haben können. So kann etwa die Geburt eines Kindes im Lebenslauf einer karriereorientierten jungen Frau die dramatische und nur mit großem inneren Widerstand eingeleitete Revision des Lebensplans verursachen, in der Biographie eines wohl-situierten »späten Vaters« dagegen die Entdeckung eines kaum erwarteten, tief beglückenden Sinnerlebens.

Deshalb ist es nützlich, »Sozialität« konsequent aus der biographischen Perspektive wahrzunehmen – nicht um den »objektiven« Charakter struktureller Außeneinflüsse zu leugnen, sondern um die Semantik zu verstehen, mit der »psychische Systeme«

---

<sup>6</sup> Gewiss gehört in diesen Kontext der Hinweis auf das nun mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegende Erscheinungsdatum der wissenssoziologisch außerordentlich einflussreichen Schrift *The Social Construction of Reality* von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1967) und ihr wichtiges theoretisches Vermächtnis. Ob dies freilich die soziologische Neukonzeptualisierung eines interdisziplinär weiterentwickelten Konstruktionsbegriffs überflüssig macht, bleibt offen. Hans-Georg Soeffners im Übrigen berechnete Reminiszenz an Berger und Luckmann (Rekonstruktion statt Konstruktivismus. 25 Jahre »Social Construction of Reality«). In: *Soziale Welt*, Vol. 43 (1992), S. 476-481) beispielsweise hätte vielleicht mit ihrer pauschalen Polemik gegen die soziologische Rezeption des radikalen Konstruktivismus – z.B. bei Luhmann – zurückhaltender sein sollen (ibid., S. 478 f.).

<sup>7</sup> Dabei muss es nicht zwangsläufig um eine systematische Aufarbeitung der Thesen des radikalen Konstruktivismus im Anschluss an Heinz von Foerster und Ernst von Glasersfeld gehen (cf. dazu im Überblick Siegfried F. Schmidt (Hg.), *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt am Main 1987). Vielmehr wäre eine sachliche und klare Explikation der damit verknüpften konzeptionellen Innovationen im Kontext der Soziologie und der Erziehungswissenschaft wünschenswert. Hier ist übrigens die kluge Kritik aus phänomenologischer Sicht von Käte Meyer-Drawe, (*Diskurse des Lernens*. München 2008) unbedingt zu berücksichtigen.

<sup>8</sup> cf. Uwe Schimank, *Biographie als Autopoiesis – eine systemtheoretische Rekonstruktion von Identität*. In: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrandt (Hg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Opladen 1988, S. 55-72.

<sup>9</sup> ibid., S. 58.

<sup>10</sup> ibid.

Soziales zu codieren pflegen. Dass also »gesellschaftliche Kommunikationen«, wie Schimank sich ausdrückt, eher als selbstreferenzielle *intakes* begriffen werden müssen und gerade nicht als *inputs*, die erwartbare *outputs* hervorbringen, erscheint überzeugend. Wie nun freilich der einzigartige »Code« der biographischen Erfahrungsverarbeitung seinerseits zustande kommt, wie er in temporaler Perspektive als durch soziale Einflüsse »konstituiert« gedacht werden muss, wie also Struktur und Emergenz, soziale Konstitution und individuelle Konstruktion in einem gelebten Leben eine spezifische Melange ausbilden, darüber lässt uns Schimanks intelligente Abhandlung noch im Unklaren.

Die folgenden Überlegungen erheben den vorsichtigen Anspruch, diesem schwierigen soziologischen Problem auf die Spur zu kommen. Dabei soll zunächst der anregende Einfluss der modernen Neurobiologie diskutiert werden (1). Im Anschluss daran soll auf Innovationen und Bornierungen einer systemtheoretisch reformulierten Biographietheorie eingegangen werden (2). In einer Art »Zwischenüberlegung« soll kurz auf das kritische Potenzial des *Doing-Gender-Diskurses* eingegangen werden (3). Aus diesem theoretischen Dialog entsteht ein eigenes Konzept, das zumindest implizit an meine Idee der *Biographizität* anschließt (4).

## 1 Anregungen und offene Fragen des neurobiologischen Konstruktivismus<sup>11</sup>

Die Kritik an der autobiographischen Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit, die gerade in der Soziologie artikuliert worden ist, der Vorwurf, es handle sich dabei um schlichte »Illusion«<sup>12</sup>, wiederholt eine klassische Debatte der modernen Erkenntnistheorie: der Wahrnehmung von Wirklichkeit aus der Sicht biographischer Erzähler hafte etwas Subjektives und Partikulares an; und es erscheine durchaus fragwürdig, ob sich daraus allgemeine Erkenntnisse über soziale Wirklichkeit gewinnen lassen.

Diese zumindest implizit am erkenntnistheoretischen Standpunkt des kritischen Rationalismus orientierte Position, die auch das Alltagshandeln in modernen Gesellschaften beeinflusst hat, erscheint aus dem Blickwinkel jüngerer Forschungen der Neurobiologie zumindest ergänzungsbedürftig.<sup>13</sup> Bei allem

<sup>11</sup> Die folgenden Überlegungen sind überarbeitete Auszüge aus dem gemeinsam mit Bettina Dausien publizierten Essay »Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen« (in: Erika M. Hoerning (Hg.), *Biographische Sozialisation*, Stuttgart 2000, S. 257-283).

<sup>12</sup> cf. Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion. In: *Bios*, Jg. 3 (1), S. 75-81.

<sup>13</sup> Ich beziehe mich hier vor allem auf die Arbeiten von Humberto R. Maturana und seiner Mitarbeiter (stellvertretend Humberto R. Maturana, Neurophysiology of cognition. In: Paul Garvin (ed.), *Cognition: A Multiple View*. New York 1970, pp. 3-23; Ders., The biology of language. In: George A. Miller and Elizabeth Wenneberg (eds.), *The Biology and Psychology of Language and Thought. Essays in Honor of Eric Lenneberg*. New York

Misstrauen gegenüber der Genauigkeit subjektiver Wahrnehmung – gerade wenn beträchtliche Zeitabschnitte zwischen Ereignis und Rekapitulation liegen – bleibt doch die Tatsache, dass das Gedächtnis (allgemeiner: das Gehirn als synthetisches »Wahrnehmungsorgan«) einen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit habe, völlig unproblematisiert.

Genau diese Skepsis ist indessen notwendig, wenn man mit der jüngeren Neurobiologie Wahrnehmungsvorgänge sozusagen aus der Perspektive des Gehirns betrachtet. Dann nämlich erscheinen die Informationen der verschiedenen Sinnesorgane nicht als unmittelbare Eindrücke von Auge und Ohr, Geruchs- oder Tastsinn, sondern als prinzipiell unspezifische neuronale Informationen, die erst vom Gehirn selbst in eindeutige »Sinnesindrücke« verwandelt werden. »Für das Gehirn existieren [...] nur die neuronalen Botschaften, die von den Sinnesorganen kommen, nicht aber die Sinnesorgane selbst, genauso wenig wie für den Betrachter eines Fernsehbildes die Aufnahmekamera existiert.«<sup>14</sup>

Die Möglichkeit des Gehirns, gewissermaßen »richtige« Bedeutungszuschreibungen vorzunehmen, resultiert allein aus einer relativ frühen räumlichen Differenzierung neuronal übermittelter Erregungszustände. Z.B. werden alle neuronalen Impulse, die am Hinterhauptcortex verarbeitet werden, als *Seheindrücke* gedeutet. Sie würden auch dann als Informationen des Gesichtssinns, etwa als rote Farbe, »wahrgenommen«, wenn der neuronale Reiz dieser Gehirnpartie nicht durch das Auge übermittelt worden wäre, sondern von der Manipulation des Hinterhauptcortex durch eine künstlich eingeführte Elektrode stammte. »All dies führt zu der merkwürdigen Feststellung, daß das Gehirn, anstatt weltoffen zu sein, ein kognitiv in sich geschlossenes System ist, das nach eigenentwickelten Kriterien

---

1978, pp. 27-63; Ders., Kognition. In: Schmidt (Hg.), *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*, a.a.O., S. 89-118; Ders., Biologie der Sozialität. In: Schmidt (Hg.), *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*, a.a.O., S. 287-302; Humberto R. Maturana and Francisco J. Varela, Autopoietic systems. In: *Biological Computer Laboratory*, Vol. 9 (1975); Maturana und Varela, *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Bern, München 1987; Francisco J. Varela, *Principles of Biographical Autonomy*. New York, Oxford 1979; Ders., Autonomy and Autopoiesis. In: Gerhard Roth and Hans Schwegler (eds.), *Selforganizing Systems. An Interdisciplinary Approach*. Frankfurt am Main, New York 1981, pp. 14-23; Ders., Autonomie und Autopoiese. In: Schmidt (Hg.), *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*, a.a.O., S. 119-132; Francisco J. Varela, Humberto R. Maturana und Ricardo B. Uribe, Autopoiesis, the organization of living systems: ist characterization and a model. In: *Biosystems*, Vol. 5 (1974), pp. 115-131) und auf die kongenialen und z.T. modifizierenden Fortsetzungsstudien der Forschungsgruppe um Gerhard Roth (z.B. Gerhard Roth, Die Selbstreferentialität des Gehirns und die Prinzipien der Gestaltwahrnehmung. In: *Gestalt Theory*, Vol. 7 (1985), H. 4, S. 228-244; Ders., Erkenntnis und Realität. Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit. In: Schmidt (Hg.), *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*, a.a.O., S. 229-255; Ders., Autopoiese und Kognition, In: *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*, a.a.O., S. 256-286; Gerhard Roth und Hans Schwegler (eds.), *Selforganizing Systems. An Interdisciplinary Approach*. Frankfurt am Main, New York 1981; Ulrich An der Heiden, Gerhard Roth und Hans Schwegler, Die Organisation der Organismen. Selbsterstellung und Selbsterhaltung. In: *Funkt. Biol. Med.*, Vol. 5 (1986), S. 330-346; Gerhard Roth, *Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*, 5. Auflage. Frankfurt am Main 1996.

<sup>14</sup> Roth, Erkenntnis und Realität, In: Schmidt (Hg.), *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*, a.a.O., S. 234.

neuronale Signale deutet und bewertet, von deren wahrer Herkunft und Bedeutung es nichts absolut Verlässliches weiß.«<sup>15</sup>

Freilich, indem das Gehirn im radikalen Sinn selbstreferenziell verfährt und Wirklichkeit eben nicht abbildet, sondern konstruiert, schafft es sich auch Kriterien zur Überprüfung seiner Konstruktionsergebnisse. Denn um überleben zu können, benötigt das Gehirn nicht nur *eine* kognitive Welt, sondern gleichsam drei »Welten«: eine Welt um uns herum, die man *Dingwelt* nennen könnte, eine Art *Körperwelt*, die sich auf sensorische und motorische Erfahrungen mit unserem Körper bezieht, und die nichtkörperliche Welt unserer Gedanken und Gefühle.<sup>16</sup> Diese Welten stehen in Beziehung zueinander, bilden füreinander Innen- und Außendimensionen und korrigieren sich gewissermaßen wechselseitig, obgleich jede im strengen Sinn nur ein kognitives Konstrukt ist, also mit dem realen materiellen »Außen« *unmittelbar* keine Verbindung hat.

Gerhard Roth hat unser Gehirn mit einer Person verglichen, die durch ein fremdes Land reist, dessen Sprache sie nicht versteht, und die deshalb auf einen Dolmetscher angewiesen ist.<sup>17</sup> Zur Einschätzung der Zuverlässigkeit des Übersetzers hat die Person mehrere Strategien zur Verfügung: Sie kann z.B. in vorausgegangenen Situationen mit dem Dolmetscher ausgezeichnete Erfahrungen gemacht haben, die ihr die Verlässlichkeit des kulturellen Vermittlers verbürgen. Auch die Organisation unseres Gehirns verweist auf ein lange zurückliegendes und offensichtlich äußerst erfolgreiches phylogenetisches Erbe. Die »Dolmetscherleistungen« verdienen also Vertrauensvorschuss. Die Person könnte zur Kontrolle auch *mehrere* Dolmetscher verpflichten. Auch mit dieser Strategie ist unser Gehirn vertraut, wenn zur Ratifizierung ein und desselben Zustandes mehrere Sinnesareale aktiviert werden. Jener Reisende hat schließlich die Möglichkeit, jede vom Übersetzer hinzugefügte Information mit bereits vorhandenen Informationen zu vergleichen und auf ihre Konsistenz hin zu prüfen. Diese Funktion übernimmt beim Gehirn das Gedächtnis.

Das bedeutet aber: Strikte Selbstreferenzialität führt keineswegs zu einer prinzipiellen Abschottung des Gehirns von Außeneinflüssen. Solche »*Perturbationen*«, wie Maturana und Varela sie nennen, müssen ständig verarbeitet

---

<sup>15</sup> *ibid.*, S. 235.

<sup>16</sup> *ibid.*, S. 236 ff.

<sup>17</sup> *cf. ibid.*, S. 242 ff.



werden und verändern das verarbeitende Gesamtsystem durchaus. Aber sie beeinflussen es nicht nach den Gesetzen des ›Eindringlings‹, sondern ausschließlich nach den bis dahin entwickelten internen Regeln des Systems.<sup>18</sup> Diese Disposition scheint in immer komplexer werdenden Umwelten wesentlich erfolgreichere Überlebenschancen zu garantieren als die prinzipielle Weltoffenheit des Wahrnehmungsapparates.<sup>19</sup>

Herausfordernd an diesem neurobiologischen Konzept der Kognition ist die Vorstellung, dass jede Verarbeitung von Wirklichkeit, selbstverständlich auch die Rekapitulation biographischer Erfahrung, als selbstreferenzielle Leistung des kognitiven Systems betrachtet werden müsste. Interessanterweise zeigt sich allerdings, dass bei den Vertretern dieser reizvollen These durchaus noch Dissens darüber besteht, wie eng jener Prozess phylogenetisch und ontogenetisch mit dem Prinzip der *Autopoiese* verknüpft und erklärt werden kann. Während Humberto Maturana, der eigentliche Entdecker der konzeptionellen Idee, Leben und Kognition in eins setzt und für beide das Prinzip der zirkulären Selbsterstellung und Selbsterhaltung (*Autopoiese*) reklamiert<sup>20</sup>, betont z.B. die Forschungsgruppe um Gerhard Roth den nur *relativ* autopoietischen Charakter aller Organismen, die immer auch von ihren Umwelten definiert werden<sup>21</sup>, und besteht zudem auf einer durch die Evolution bedingten *strukturellen Differenzierung* zwischen den Selbsterhaltungsprinzipien des Gesamtorganismus und den zwar selbstreferenziellen, aber keineswegs autopoietischen Funktionsweisen höherer Nervensysteme.<sup>22</sup>

Pointierter noch: Kognition ist, neurobiologisch betrachtet, umso leistungsfähiger für die Autopoiese des Organismus, je eindeutiger sie von den Zwängen zirkulärer Selbsterstellung und Selbsterhaltung ihrer Komponenten frei bleibt. Diese Eigenschaft macht nämlich Lernprozesse möglich, die jedes kognitive System »selbst-explikativ« entwickeln muss. »Der Umstand, daß das kognitive System nicht autopoietisch ist, konstituiert also zum einen [...] die Möglichkeit der selbstreferentiellen Entfaltung, aber zugleich die Notwendigkeit, individuell stets wieder »von vorn« anzufangen.«<sup>23</sup> Dieses »Immer-wieder-von-vorn-Anfangen« ist

---

<sup>18</sup> cf. Maturana und Varela, *Baum der Erkenntnis*, a.a.O., S. 108 f.

<sup>19</sup> cf. ausführlicher Roth, Selbstreferentialität des Gehirns, a.a.O., Ders., Erkenntnis und Realität, a.a.O.; Maturana und Varela, *Baum der Erkenntnis*, a.a.O.

<sup>20</sup> cf. das Maturana-Zitat in: Roth, Autopoiese und Kognition, a.a.O., S. 262.

<sup>21</sup> cf. An der Heiden, Roth und Schwegler, Organisation der Organismen, a.a.O.

<sup>22</sup> Roth, Autopoiese und Kognition, a.a.O., S. 266 ff.

<sup>23</sup> *ibid.*, S. 281.

im Grunde identisch mit der Einzigartigkeit des jeweiligen biographischen Prozesses. Auf diese konzeptionell wesentlichen Affinitäten der kritischen Einsichten der jüngeren neurobiologischen Diskussion mit soziologischer und pädagogischer Biographieforschung soll später explizit eingegangen werden.

Biographietheoretisch relevant ist ohne Frage die Entdeckung, dass Akte kognitiver Wirklichkeitsverarbeitung, also die synthetischen Codierungsleistungen unseres Gehirns, *selbstreferenziell* strukturiert sind, sich eben nicht durch den Charakter von äußeren Einflüssen, sondern allein durch eine zuvor bereits existente innere »Logik« bestimmen lassen. Dieser Vorgang scheint jedoch – folgt man Gerhard Roth und seiner Arbeitsgruppe – gerade nicht »autopoietisch« zu sein, sondern von der relativen Autopoiese einer umgebenden Systemstruktur (*Organismus*) abzuhängen, deren Überleben wiederum von den selbstreferenziellen Leistungen des Gehirns profitiert. Wir hätten es gewissermaßen mit der relativen (inneren) Autonomie einer prinzipiellen Abhängigkeitsstruktur zu tun – ein soziologisch und bildungstheoretisch zweifellos hochinteressantes Modell.

## 2 Konzeptionelle Aporien biographietheoretischer Erklärungen der Systemtheorie

Eine gewisse soziologische Radikalisierung erfährt die Konstruktivismusdebatte zweifellos in der jüngeren Systemtheorie. Dabei soll hier weniger interessieren, dass Luhmann mit seiner »Theorie selbstreferentieller Systeme«<sup>24</sup> das von ihm zuvor konzeptionell entfaltete Verhältnis von System und Umwelt drastisch modifiziert. Die Binnendifferenzierung des Systems wird nun nicht mehr als Ergebnis umweltbedingten Komplexitätsdrucks, sondern ausschließlich als Effekt selbstreferenzieller Operationen gedeutet.<sup>25</sup> Der Anschluss an Maturanas Autopoiesis-Konzept relativiert die Dynamik von Kontingenz und Selektivität zugunsten einer »mitlaufenden Selbstreferenz«, wie Luhmann sich ausdrückt<sup>26</sup>. Für meine Zwecke sind allerdings nur diejenigen Aspekte der Theorieentwicklung von Interesse, die sich unmittelbar auf biographietheoretische Fragen beziehen lassen.

---

<sup>24</sup> Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main 1984, S. 24.

<sup>25</sup> *ibid.*, S. 25.

<sup>26</sup> *ibid.*, S. 605. Es erscheint übrigens für den vorliegenden Theorieaufriß ebenfalls sekundär, ob sich Luhmann damit, wie Gerhard Wagner und Heinz Zipprian (Identität oder Differenz. Bemerkungen zu einer Aporie in Niklas Luhmanns Theorie selbstreferentieller Systeme. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 21 (1992), H. 6, S. 394-405) in einer interessanten Analyse nachweisen, ungewollt der klassischen Bewusstseinsphilosophie annähert.

Dazu erscheint es sinnvoll, sich knapp die entscheidende Pointe der Luhmannschen Modernitätsdiagnose noch einmal zu vergegenwärtigen. Die primäre vertikale Differenzierung vormoderner Gesellschaften, die sozialen Akteur:innen, von Ausnahmefällen abgesehen, ihren eindeutigen Platz in einem Teilsystem der Gesellschaft zuwies<sup>27</sup>, ist einer funktionalen Differenzierung gewichen, in der soziale Teilsysteme wie Wirtschaft, Familie, Politik, Recht, Religion oder Erziehung nebeneinander treten und die Individuen nötigen, sich *gleichzeitig* in mehrere Teilsysteme einzugliedern.<sup>28</sup> Damit wird das Selbstverständnis sozialer Akteure nicht mehr durch ihre eindeutige Platzierung in einem hierarchisch strukturierten sozialen Feld bestimmt, sondern in gewisser Weise durch individuelle Selbstbeschreibung. »Die Identität der Person gründet also gerade nicht auf dem Prinzip sozialer Differenzierung; sie steht vielmehr quer zu ihr.«<sup>29</sup>

Diese »Multiinklusion«, wie Nassehi und Weber es ausdrücken, die es unmöglich macht, aus der einfachen Zugehörigkeit zu einem Teilsystem der modernen Gesellschaft Identität zu gewinnen, zwingt das Individuum zu permanenter Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung, d.h. zur selbstreferenziellen Verarbeitung sozialer Erfahrung. Und was in klassischen Sozialisationstheorien als »Balance« zwischen sozialer und personaler Identität beschrieben wird,<sup>30</sup> zeigt sich aus systemtheoretischer Perspektive als schlichter Reflex auf die Tatsache, dass moderne soziale Akteur:innen gezwungen sind, »sich in mehrere Selbsts, mehrere Identitäten, mehrere Persönlichkeiten zu zerlegen, um der Mehrheit sozialer Umwelten und der Unterschiedlichkeiten der Anforderungen gerecht werden zu können«.<sup>31</sup> In Wahrheit ist die Aufspaltung in soziale und personale Identitätsanteile ein Ergebnis »selbstreferenzieller Selbstbeobachtung des psychischen Systems«<sup>32</sup>.

Allerdings bleibt die Frage bestehen, wie das »Soziale« überhaupt zum Gegenstand der Selbstbeschreibung werden kann. Die der neurobiologischen Kognitionsidee nachgebildete Vorstellung, dass das »reflexive Selbstbewußtsein« (*Schimanke*) sozialer Akteure nicht als »selbstreferentielle Umweltbeobachtung, das Konstruieren einer

<sup>27</sup> cf. Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1980, S. 30.

<sup>28</sup> cf. ausführlich Armin Nassehi, Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: *Bios*, Vol. 7 (1) (1994), S. 46-63.

<sup>29</sup> Armin Nassehi und Georg Weber, Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente. In: *Bios*, Vol. 3 (2) (1990), S. 164.

<sup>30</sup> cf. stellvertretend Lothar Krappmann, *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnehmer an Interaktionsprozessen*. Stuttgart 1982.

<sup>31</sup> Niklas Luhmann, Individuum, Individualität, Individualismus. In: Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der Gesellschaft*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1989, S. 223.

<sup>32</sup> Nassehi und Weber, Zu einer Theorie biographischer Identität, a.a.O., S. 165.



Innenwelt aus Materialien der Außenwelt, sondern (als) selbstreferentielle *Selbstbeobachtung*, also das Konstruieren einer besonderen Innenwelt aus Materialien der Innenwelt«<sup>33</sup> betrachtet werden müsse, löst nicht die Herkunftsproblematik jenes »Materials der Innenwelt«.

Tatsächlich greifen Luhmann und seine Nachfolger auf eine Hierarchisierung der Bewusstseinsphänomene zurück:<sup>34</sup> »Das Primärphänomen ist die riesige Zahl der extern oder intern veranlaßten Erlebnisse und Handlungen, die, obwohl in einer Bewußtseinskontinuität enthalten und insofern aufeinander beziehbar, doch keinen Sinnzusammenhang bilden, weil es unmöglich ist, jedes mit jedem abzustimmen.«<sup>35</sup> Eine Art »basales Selbstbewußtsein« (*Schimank*) muss durch Reflexivität gleichsam »gebändigt« werden. Dass dieser Prozess nicht widerspruchslös verläuft, sondern durch »Umweltbedingungen« drastisch beeinflusst wird, kann problemlos an Schimanks Hilfskonstrukt des »biographischen Inkrementalismus«<sup>36</sup> gezeigt werden. Denn die »evolutionäre Dynamik biographischer Transitorität auf der Ebene des basalen Selbstbewußtseins«<sup>37</sup>, Schimanks erstaunlich unspezifische Reformulierung für den Einfluss sozialen Wandels in modernisierten modernen Gesellschaften, beschreibt die biographische Disposition des »Sich-Durchwurstelns« (*Schimank*) angesichts riskanter gewordener Außenbedingungen. Hier bricht das »Soziale« gleichsam hinterrücks in die selbstreferenzielle Selbstbeschreibung des psychischen Systems ein, ohne *konzeptionell* integriert zu werden.

Ein entscheidender Grund für diesen blinden Fleck systemtheoretischer Biographiekonzeptionen ist die kritiklose Hypostasierung der Autopoiese des Bewusstseins bei Luhmann. Bewusstseinsprozesse werden in der Systemtheorie nämlich – angefangen von den basalen Operationen bis hin zu den höherstufigen Selbstbeschreibungen und Selbstbeobachtungen – als zirkulär produziert und aus sich selbst konstruiert begriffen. In gewisser Weise reproduziert Luhmann hier auf soziologischer Ebene eine Schwäche, die Maturanas emphatische Autopoiesis-Idee

<sup>33</sup> Schimank, *Biographie als Autopoiesis*, a.a.O., S. 61.

<sup>34</sup> Dabei ist der Hinweis, dass solche Abstufung natürlich zum Inventar der klassischen Bewusstseinsphilosophie gehört, relativ belanglos; auch Schimanks Verweis auf Tugendhat (*ibid.*, S. 69, *Anm.*11) oder Nassehi und Webers gelehrter Rekurs auf Husserl und Bergson (a.a.O., S. 156 ff.) belegen den Anschluss an ein bewusstseinsphilosophisches Erbe und verstärken die Skepsis gegenüber einer Apriorizität der Autopoiese psychischer Systeme (cf. dazu auch die vorsichtige Kritik an Luhmann bei Nassehi und Weber, *Zu einer Theorie biographischer Identität*, a.a.O., S. 166).

<sup>35</sup> Niklas Luhmann und Karl-Eberhard Schorr, *Personale Identität und Möglichkeiten der Erziehung*. In: Niklas Luhmann und Karl-Eberhard Schorr (Hg.), *Zwischen Technologie und Selbstreferenz*. Frankfurt am Main 1972, S. 237; cf. auch Niklas Luhmann, *Die Autopoiesis des Bewußtseins*. In: *Soziale Welt*, Vol. 36 (1985), S. 402-446.

<sup>36</sup> Schimank, *Biographie als Autopoiesis*, a.a.O., S. 67 f.

<sup>37</sup> *ibid.*, S. 67.

bereits neurobiologisch begrenzt hatte: die Blockade, zu verstehen, dass das Gehirn für die Autopoiesis des Gesamtorganismus gerade dann funktionaler ist, wenn es seinerseits von Autopoiesis ›freigestellt‹, also zur Selbsterstellung und Selbstreproduktion seiner Komponenten *nicht* gezwungen wird.<sup>38</sup> Dieser Einwand dementiert durchaus nicht den selbstreferenziellen Charakter der Operationen des Gehirns, aber er erlaubt den Gedanken an eine systematische *Öffnung* für ein wie immer zu konzipierendes ›Außen‹ – gleichsam eine Semantik, die *Perturbation* von außen und ›inneres‹ *Coping* so ausbalanciert, dass die Außeneinflüsse zwar selbstreferenziell verarbeitet werden können, ihre Eigenart aber auch nach der Verarbeitung semantisch noch decodierbar bleibt.<sup>39</sup>

Eine konzeptionelle Parallele ließe sich zwischen Biographie und sozialer Umwelt konstruieren. Biographien besitzen die Struktur einer *nach außen offenen Selbstreferenzialität*<sup>40</sup>. Diese Öffnung ›zur Gesellschaft hin‹ setzt eine gemeinsame Semantik voraus<sup>41</sup>, die ›Soziales‹ biographisch codierbar und ›Biographisches‹ sozial transponierbar macht. Wie deutlich ›Soziales‹ in das personale System einbricht und die Unterstellung einer interaktiven Semantik zwischen Individuum und Gesellschaft notwendig macht, soll am Beispiel der Gender-Kategorie gezeigt werden.

### 3 »Doing Gender« als Prüfstein eines soziologischen Konstruktivismus

Damit rückt der Modus des *Konstruierens* selbst in den Mittelpunkt. Er wird jedoch weder als kognitiver Akt eines individuellen Bewusstseins, noch als ›Effekt‹ eines Diskurses ohne Subjekte betrachtet, sondern als *soziale Praxis*, mit der die Individuen in ihrem Alltagshandeln die Kategorie Geschlecht (in der Form der Zweigeschlechtlichkeit) fortgesetzt produzieren und reproduzieren.<sup>42</sup> Die Analyse des sozialen Geschlechts wird mit dem Konzept des *doing gender*<sup>43</sup> gewissermaßen empirisch »situert«.

<sup>38</sup> cf. dazu noch einmal Roth, Autopoiesis und Kognition, a.a.O.

<sup>39</sup> Auf das Phänomen »semantischer Codierung« wird später ausführlicher eingegangen.

<sup>40</sup> cf. Peter Alheit, Biographical learning – within the new lifelong learning discourse. In: Knud Illeris (ed.), *Contemporary Learning Theories. Learning theorists in their own words*. London: Routledge, pp. 116-128.

<sup>41</sup> Habermas hat in einer prinzipiellen Kritik der Systemtheorie dieses Problem diskurstheoretisch aktualisiert: »Semantisch geschlossene Systeme können nicht veranlaßt werden, aus eigener Kraft die gemeinsame Sprache zu erfinden, die für die Wahrnehmung und Artikulation gesamtgesellschaftlicher Relevanzen und Maßstäbe nötig ist.« (Jürgen Habermas, *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt am Main 1988, S. 427)

<sup>42</sup> cf. auch Angelika Wetterer, Dekonstruktion und Alltagshandeln. Die (möglichen) Grenzen der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: Angelika Wetterer (Hg.), *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*. Frankfurt am Main, New York 1995, S. 223-246.

<sup>43</sup> Candace West und Don H. Zimmerman, Doing gender. In: *Gender and Society*, Vol 1 (1987), H. 2, pp. 125-151.

In diesem Ansatz, der explizit an die handlungstheoretische Tradition des Symbolischen Interaktionismus und an die praxeologische Forschungspointe der Ethnomethodologie anschließt, werden *Interaktionsprozesse* und nicht Individuen (geschlossene »personale Systeme«) zur »Basiseinheit« der (empirischen) Analyse gemacht. Studien z.B. zum »Krisenexperiment« *Transsexualität*<sup>44</sup> decken die subtilen Regeln auf, mit denen die Individuen ihre Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter in den verschiedensten Handlungsfeldern und Alltagssituationen »darstellen« und damit *en passant* ratifizieren, aber auch in gewissen Spielräumen variieren. Diese Alltagspraktiken und Regeln sind dem Bewusstsein der Akteurinnen nur begrenzt zugänglich. Sie wirken eher als Routinen, die erst da zur Disposition stehen, wo »Störungen« auftreten, wo unerwartete oder unbekannte Interaktionsverläufe die Teilnehmerinnen dazu zwingen, ihre Handlungen zu reflektieren, z.B. dann, wenn ein Mensch mit einer »männlichen« Körpergeschichte und einer »weiblichen« Identität die flexible Handhabung der Regeln lernt, die »er« benötigt, um in sozialen Situationen als »Frau« erfolgreich mit anderen interagieren zu können. Dieses »Wissen« um die Regeln des *doing gender* ist gerade deshalb so nachhaltig, weil es im Normalfall weitgehend implizit bleibt, als Erfahrungswissen aus unzähligen Interaktionssituationen gewissermaßen im Hintergrund einer je neuen Handlungssituation wirksam wird und dem handelnden Subjekt deshalb als »fraglos gegeben« und »natürlich« erscheint.<sup>45</sup>

Wie Erving Goffman in seiner immer noch aktuellen Studie von 1977 zeigt, betreffen die Regeln des *doing gender* gerade auch jene vermeintlich einfachen Merkmale, die »rein biologisch« zu sein scheinen wie etwa die Körpergröße. Die dem Alltagsbewußtsein »natürlich« erscheinende Relation »größerer Mann – kleinere Frau« ist erst das im Prozess der Paarbildung interaktiv hergestellte Ergebnis eines subtilen sozialen Regelsystems, das »hinter dem Rücken« der Beteiligten wirkt<sup>46</sup> und dazu führt, dass selektiv soziale Situationen aufgesucht bzw. inszeniert werden, »in denen sich Frauen und Männer ihre angeblich unterschiedliche »Natur« gegenseitig wirkungsvoll vorexerzieren können.«<sup>47</sup> Das Beispiel zeigt, dass soziale

<sup>44</sup> Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N. J., 1967; Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna, *Gender. An Ethnomethodological Approach*. New York 1978; Stefan Hirschauer, *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt am Main 1994; Gesa Lindemann, *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt am Main 1993.

<sup>45</sup> cf. Alfred Schütz und Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*. Frankfurt am Main 1979, Bd. 1.

<sup>46</sup> cf. auch Erving Goffman, *Interaktion und Geschlecht*. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knoblauch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt, New York 1994, S. 141 ff.

<sup>47</sup> *ibid.*, S. 143. Hinsichtlich der Körpergröße, die selbst kein umweltunabhängiger Faktor ist, gibt es lediglich Differenzen der Durchschnittswerte zwischen den beiden Geschlechtsgruppen, die deutlich geringer sind als die Varianzen innerhalb der Gruppen. Paarbildungen, in denen die

Konstruktionsprozesse einerseits in hohem Maß auf die flexible Selbstorganisation der Individuen angewiesen sind, die sich in wechselnden Alltagssituationen mit den verschiedensten funktionalen und personalen Bezügen und Handlungsspielräumen immer wieder neu als Frau bzw. als Mann rekonstruieren müssen. Andererseits ist zugleich deutlich geworden, dass dieser Prozess gewissermaßen in der Interaktion »zwischen« den Akteurinnen lokalisiert ist.

Die Ansätze zur sozialen Konstruktion von Geschlecht überzeugen zweifellos durch ihre konsequente Absage an essentialistische Theorien von Weiblichkeit und Männlichkeit. Sie zeigen darüber hinaus plausibel, dass die Idee strikter Autopoiese »personaler Systeme«, wie sie die jüngere Systemtheorie vertritt, deutlich von der sozialen Wirklichkeit abweicht. Aber sie liefern noch kein konsistentes Gesamtkonzept dafür, wie die »Konstruktion von Geschlecht« theoretisch zu denken ist und was die sozialen Akteurinnen und Akteure biographisch zu diesem Prozess beitragen. Genau das wäre freilich die Aufgabe einer soziologischen (und übrigens auch einer bildungswissenschaftlichen) Biographietheorie. Sie hätte einerseits den Einfluss sozialer Konstruktionen auf das individuelle Leben zu rekonstruieren, die Art und Weise, wie soziale Strukturen sich im Terrain der »Subjektivität« einnisten. Sie müsste andererseits transparent machen, wie Individuen auf jene Einflüsse von außen höchst eigensinnig reagieren. Diese »nach außen offene Selbstreferenzialität« biographischer Verarbeitung soll nun im folgenden Abschnitt exemplarisch entfaltet werden.

#### 4 Biographizität als einzigartige »Grammatik des Sozialen«

Dass »Geschlecht« eben nicht auf intellektuellem Wege »dekonstruiert« werden kann, liegt nicht an seiner Unhintergebarkeit als vorgeblich biologisches Faktum, sondern an der Tatsache, dass es im Laufe einer Biographie konkreter Frauen und Männer, ja, auch von Menschen, die sich intergeschlechtlich bewegen, erworben, angeeignet und immer neu »hergestellt« wird. Um eine Metapher aus der Sprachtheorie zu nutzen: Die »Semantik« des Geschlechtercodes mag in den sich historisch wandelnden institutionalisierten Interaktionsordnungen<sup>48</sup> oder in den Routinen sozialer Praktiken<sup>49</sup> verborgen sein, ihre »Grammatik« liegt in den biographischen Handlungsressourcen der Individuen, in ihrer *Biographizität*, selbst.

---

Frau größer ist als der Mann, wären also praktisch durchaus in deutlich größerer Zahl möglich. Dass sie die »Ausnahme« bleiben, wird durch soziale Normen und subtile Handlungsstrategien garantiert.

<sup>48</sup> Klassisch: Goffman, *Interaktion und Geschlecht* a.a.O.

<sup>49</sup> Klassisch: Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology*, a.a.O.

Und diese Grammatik erzeugt Performanzen, die zum Konzept der Dekonstruktion nicht passen wollen, weil auf sie noch andere Semantiken einwirken: z.B. der in der klassischen soziologischen Diskussion lange ins Zentrum gestellte semantische Code der sozialen Ungleichheit (*Klasse*), aber auch die im Zuge der postindustriellen Moderne mit ihren globalen Kolonisierungsprozessen und Migrationsbewegungen immer wichtiger werdende Semantik der *Ethnizität*. Auch die Weltregion, in der wir geboren werden, oder die historische Zeit, die uns prägt, können semantische Codierungen sein. In den betroffenen Individuen wirken diese Semantiken zusammen. Und die »mentale Grammatik«, die jedes Individuum ausbilden muss, die zur Basis seiner Lebensführung wird und die Performanzen seines Alltagshandelns bestimmt, eben die *Biographizität*, ist nicht nur eine schlichte Addition jener semantischen Codes; sie ist eine einzigartige produktive Ressource des Umgangs mit sich selbst und der Welt – eine Art lebensgeschichtlich gewachsenes »Organisationsprinzip« der temporal abgeschichteten Erfahrungen einer konkreten Biographie.

Allerdings ist der großtheoretische Kontext, der durch die Grammatikmetapher assoziiert wird, keineswegs so eindeutig, wie es scheint. Weder die Beziehung von Semantik und Grammatik noch die Mehrdimensionalität des Grammatikbegriffs selbst sind geklärt. *Noam Chomsky*, dessen wichtige Studien zu einer »generativen Transformationsgrammatik« hier unmittelbar berührt sind,<sup>50</sup> ist – die »Grammatikidee« betreffend – mehrdeutig geblieben. Was sein provokantes Konzept für die folgenden Überlegungen interessant macht, bleibt jedoch die Vorstellung, dass »Grammatik« eine *mentale Tiefenstruktur* darstellt, ein Erzeugungsprinzip, das durch bestimmte Transformationsregeln eine (in Chomskys Fall: *linguistische*) Performanzebene generiert.

Konzeptionell wesentlich erscheint, dass diese Tiefenstruktur *syntaktisch*, als Regelsystem von Zeichen, und nicht – wie bei *George Lakoff*, seinem prominenten Gegner<sup>51</sup> – *semantisch*, als Beziehung von Bedeutungen, angelegt ist. Wenn nämlich der enge Bereich der Linguistik verlassen wird, wenn die Frage nach einem generativen Erzeugungsprinzip nicht nur von Sprache, sondern von Verhaltensdispositionen, Routinen, Praktiken, Geschmackspräferenzen, impliziten Wissens- und Erfahrungsressourcen gestellt wird, ist Chomskys Modell

<sup>50</sup> cf. stellvertretend Noam Chomsky, *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, MA. 1965.

<sup>51</sup> cf. stellvertretend George Lakoff, *Linguistik und natürliche Logik*. Herausgegeben von Werner Abraham. Frankfurt am Main 1971.



überzeugender als Lakoffs »generative Semantik«: Es erklärt, warum ein konkretes Individuum auf ganz unterschiedliche »gesellschaftliche Semantiken« – die Geschlechterproblematik, die soziale Ungleichheit, die ethnischen und religiösen Differenzen – in »ureigener« Weise strukturähnlich reagiert, warum es offensichtlich einen »Erfahrungscode« zur Verarbeitung der verschiedenen sozialen Semantiken nutzt, dessen Transformationsregeln relativ stabil bleiben.

Was diese Übertragung des linguistischen Modells auf den komplexeren Bereich *biographischer Erfahrung* von Chomskys Grammatiktheorie unterscheidet, ist die Kritik der Tendenz, eine Art »nativistischer Kompetenz« anzunehmen, also einer Basisfähigkeit, die bei der Geburt bereits vorhanden ist. *Biographizität* als einzigartige soziale Grammatik des Individuums entsteht jedoch erst im biographischen Erfahrungsprozess. Durch selbstreferenzielle Verarbeitung externer Impulse, durch Umgang mit den verschiedenen Semantiken des konkreten sozialen Umfeldes wächst eine »innere Logik«, die sich durch neue externe Impulse immer wieder auch verändern kann. Aber sie wandelt sich nicht nach einem, den Impulsen inhärenten Bestimmungsprinzip, sondern im Rahmen dieser inneren Logik selbst.<sup>52</sup>

Vielleicht ist deshalb eine andere theoretische Referenz als Ergänzung nützlich: das Konzept des »*Habitus*« in der Theorie Bourdieus.<sup>53</sup> Auch dieses Konzept profitiert von Chomskys Grammatikidee,<sup>54</sup> aber in der Unterscheidung von *opus operatum*, als inkorporierter Form generativer Schemata, als »strukturierter Struktur«, und *modus operandi*, als »strukturierender Struktur«<sup>55</sup>, entsteht die dialektische Vorstellung eines aktiven Erzeugungsprinzips, das auf eine vorgängige »soziale Syntax« verweist. Diese Tiefenstruktur wird durch die Praxis einverleibt. Sie ist keine »natürliche« Kompetenz (wie bei Chomsky), sondern »geronnene Lebensgeschichte«.<sup>56</sup>

Denken wir noch einmal an die oben metaphorisch angesprochene dynamische Beziehung von »Semantik« und »Grammatik«. Semantiken sind objektivierbare Bedeutungshorizonte wie etwa die *Klassenlage* von Individuen. Auch die *Geschlechterdimension* ist eine solche Semantik. Es lässt sich empirisch kaum

<sup>52</sup> Für die Art vergleichbarer Veränderung haben Maturana und Varela die überzeugende Metapher des »Driftens« vorgeschlagen (cf. *Baum der Erkenntnis*, a.a.O., S. 14 f., 86 f., 119 ff.), einer Bewegung, die nicht abrupt die Richtung verändert, sondern im Toleranzpegel eines vorgängig existenten dominanten Basisimpulses sehr allmähliche Verschiebungen erlaubt.

<sup>53</sup> Pierre Bourdieu, *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt am Main 1979, S. 139 ff.; Ders., *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 1987, S. 277 ff.

<sup>54</sup> cf. Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst*. Frankfurt am Main 1999, S. 286; auch Beate Kraus und Günter Gebauer, *Habitus*. Bielefeld 2017, S. 31 ff.

<sup>55</sup> Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, a.a.O., S. 282 f.

<sup>56</sup> Pierre Bourdieu, *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1*. Herausgegeben von Margareta Steinrück. Hamburg 1997, S. 57 f.



bestreiten, dass die prägende Kraft dieser »Meta-Semantiken« historisch variieren kann. Nimmt man etwa die US-Gesellschaft, so tritt die Klassenfrage schon im frühen 20. Jahrhundert hinter die Gender- und Rassenfrage zurück. Das hat sich kaum verändert. Es entstehen vielmehr Phänomene der »*Intersektionalität*«<sup>57</sup>, der Durchmischung objektiver Semantiken, die auch neue Dimensionen von Grammatiken, also von Habitusformen, hervorbringen. Bourdieus Selbstgewissheit, was die Klassendimension angeht, ist womöglich ein zeitgeschichtliches und vielleicht auch ein europäisches Syndrom. Immerhin hat seine faszinierende Arbeit über die »*männliche Herrschaft*«<sup>58</sup> auch der Gendersemantik einen zentralen Platz eingeräumt.

Unbestreitbar ist jedoch, dass sich die Funktion von *Grammatiken des Sozialen*, also des Erzeugungsprinzips bestimmter Verhaltensdispositionen, Weltdeutungen und Lebensstile der Subjekte, von kollektiven Basisorientierungen hin zum Individuum selbst verschoben hat. Die nicht zu Unrecht kritisch diskutierte »Individualisierungsthese«<sup>59</sup> ist dafür ein oberflächliches Indiz. Erkenntnisse der jüngeren Neurowissenschaften sind womöglich nachhaltiger. Das kann bedeuten – und hier mögen Bourdieus frühe Arbeiten die Sensibilität schärfen –, dass zumal in Europa die »Klassensemantik« nach wie vor einen unübersehbaren Einfluss auf Habituskonfigurationen hat. Es heißt jedoch zugleich, dass die »Grammatik des Sozialen« im biographischen Erfahrungsprozess eines jeden und einer jeden Einzelnen entsteht: als »strukturierte Struktur« und als »strukturierende Struktur« – nur dass der Prozess der »Strukturierung« komplexer geworden ist. Es ist nicht mehr *eine* dominante Semantik allein, die die Struktur bestimmt; es geht um eine Melange externer Semantiken, womöglich um wechselnde Hegemonien in der Gemengelage. Was sich dann als Grammatik des Sozialen ausbildet, ist einzigartig und an den je biographischen Erfahrungsprozess eines Individuums gebunden. Es ist die *Biographizität* jedes und jeder Einzelnen – wenn man so will: sein/ihr »*biographischer Habitus*«.

Wir haben es also in spätmodernen Gesellschaftsformationen mit figurationssoziologisch<sup>60</sup> neuen Konstellationen zu tun: Von der positionalen

<sup>57</sup> cf. stellvertretend Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main 1991.

<sup>58</sup> Pierre Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main 2005.

<sup>59</sup> cf. stellvertretend Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main 1986, S. 205 ff.

<sup>60</sup> Eine »Figuration« ist nach Norbert Elias (Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 6 (1977) 5, S. 127-149), dem Begründer der Figurationssoziologie, ein »*Interdependenzgeflecht*« von *Machtbalancen und Affektökonomien*, das die sich wandelnde wechselseitige Durchdringung von Individuum und Gesellschaft im Prozess der Moderne beschreibt. Von sozialen Kleingruppen (etwa einer *Schulklasse*) über soziale Großgruppen (etwa die »*büßische Gesellschaft*«) bis zu Nationen (etwa die *deutsche Gesellschaft* im Vergleich zur englischen

Fixierung ständischer Existenz in vormodernen Gesellschaften über gewisse Bewegungen im sozialen Raum bei relativer Stabilität sozialer Habitualisierungen in der industriellen Moderne geht der Trend in aktuellen Gesellschaften nun in Richtung einer Erosion sozialstruktureller Bindungen und Sicherheiten und zur Konzentration der (Über-)Lebensrisiken auf das Individuum selbst.<sup>61</sup> Dies bedeutet keineswegs, dass soziale Beziehungsformen überflüssig würden; es heißt allerdings, dass sie nicht selbstverständlich als gleichsam »natürliche« Ressourcen zur Verfügung stehen, sondern immer wieder hergestellt werden müssen. Und die aktive Basiskompetenz für diesen Prozess ist die *Biographizität* der Individuen.<sup>62</sup>

Andreas Hanses hat in seiner frühen Epilepsiestudie diese Entwicklung für Erkrankungs- und Gesundungsprozesse im Biographisierungsgeschehen einer komplexen Krankheit empirisch gleichsam vorweggenommen. Auch seine Ergebnisse verweisen auf die Bedeutung der je individuellen Grammatik von Realitäts- (in seinem Fall: Krankheits-)Bewältigung. Seine durch die moderne Neurobiologie, insbesondere durch Humberto Maturana, beeinflusste Biographietheorie ist ein wichtiger Meilenstein in der neueren Biographieforschung und wird – jedenfalls für den engeren Kreis der an bildungswissenschaftlicher Biographietheorie Interessierten – seine Bedeutung behalten.

---

oder französischen) lassen sich nach Elias sehr spezifische Figurationen und ihre historischen Veränderungen identifizieren (cf. auch Norbert Elias, *Der Prozeß der Zivilisation*, 2 Bde. Frankfurt am Main 1969).

<sup>61</sup> cf. dazu auch Andreas Reckwitz, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist 2006.

<sup>62</sup> cf. dazu ausführlicher Peter Alheit, *Biograficitat. Aspectes d'una nova teoria de l'aprenentatge social*. Xàtiva 2019, pp. 120-128; Ders., *Biographizität. Zur Grammatik von Selbstbildungsprozessen in der späten Moderne*, Frankfurt am Main, New York 2024 (im Druck).